



Wer ist hier eigentlich die Patientin: Lola (links) oder ihre suizidale Schwester Conny?

Foto: Novotnyfilm/Juhani Zebra

Mosekunds Montag
 Von Wolfgang Hübner

Rechtzeitig machte sich Herr Mosekund Gedanken darüber, welches Kostüm er bei der Faschingsfeier der Hausgemeinschaft tragen sollte. Auf gar keinen Fall sollte es etwas Banales sein; nein, ihm schwebte etwas Substanzielles vor, am besten sogar etwas Gesellschaftskritisches, ein Fanal gegen die Anpassung. Als er sich entschieden hatte, lud er einen Freund zur Kostümprobe ein. Der Freund wartete in Herrn Mosekunds Wohnzimmer, bis dieser erschien. Dieser hatte sich komplett in einen weißen Bettbezug gehüllt, aus dem nur Löcher für Augen und Mund herausgeschnitten waren, und sich die Küchenuhr um den Hals gehängt. »Und, was sagen Sie?«, fragte Herr Mosekund. »Puh, also, ich weiß nicht«, sagte der Freund, »irgendwie ist es, nun ja, hmm – tut mir leid, ich komme nicht drauf.« – »Ach nein?«, fragte Herr Mosekund enttäuscht, »dabei liegt es doch auf der Hand«. Abends notierte er in sein Tagebuch: »Vielleicht zu anspruchsvoll. Muss mir die Sache mit dem Zeitgeist noch einmal überlegen.«



Marie Kreutzers Berlinalefilm »Der Boden unter den Füßen«

Im Maschinenraum des Kapitalismus

Von Frank Schirrmeyer

Ich schau an mir herunter, und kann doch gar nichts sehen.« Mit diesen Zeilen eines Gedichts beginnt Marie Kreutzers beeindruckender Wettbewerbsbeitrag »Der Boden unter den Füßen«. Selbigen verliert Lola (Valerie Pachner), Anfang 30, zusehends. Dabei schien sie bisher alles richtig gemacht zu haben. Lola hat sich aus eigener Kraft hochgearbeitet, wie man sagt, und ist jetzt eine wackere und gut verdienende Arbeiterin im Maschinenraum des Kapitalismus, also Unternehmensberaterin. Als solche tut sie, was Berater eben tun, um das Räderwerk der Marktwirtschaft in Gang zu halten: Restrukturieren, Downsize-Strategien implementieren, deren Progress tracken und dergleichen. Die Terminologie selbst ist schon verräterisch; hinter der technokratischen Begrifflichkeit verbirgt sich die ganze Unmenschlichkeit eines Systems, welches keine Menschen, sondern lediglich Humankapital kennt. Entsprechend genervt reagiert eine alleinerziehende Frau bei der Betriebsversammlung, in der

die neue Firmenstrategie verkündet wird: »Nun sagen Sie uns doch endlich, wie viele von uns gehen müssen!« Nur kurz lässt sich Lola aus der Ruhe bringen, bevor sie sich wieder hinter ihren Business-Anglizismen verschanzte.

Ruhelos hetzt sie von Termin zu Termin und optimiert mit eiserner Disziplin ihren Körper im Fitnessstudio. Geradezu emblematisch verkörpert Lola die Einsamkeit des neoliberalen zugerichteten Menschen. Kinder und Familie hat sie keine, die Kollegen, mit denen sie die meiste Lebenszeit verbringt, können Freunde nicht ersetzen; sie sind vielmehr Konkurrenten in permanenter Lauerstellung. Selbst ihrer Chefin und gleichzeitig Liebhaberin, mit der sie die Nächte in diversen Hotelzimmern verbringt, um die Einsamkeit erträglicher zu machen, kann sie nicht wirklich vertrauen. Dennoch scheint nichts ihre Karriere stoppen zu können. Die fragile Balance des auf äußerste Effizienz getrimmten Lebens gerät allerdings aus den Fugen, als ihre ältere Schwester Conny (Pia Hierzegger) nach einem Suizidversuch in die geschlossene Psy-

chiarie eingewiesen wird. Lola, die die Existenz Connys meist verheimlicht, sieht sich auf einmal in die Pflicht genommen, Verantwortung für sie übernehmen zu sollen und ihr eng getaktetes Leben in Frage zu stellen. »Du musst mich beschützen!«, ruft die Schwester, was bei Lo-



la, für die Emotionen nur vom Wesentlichen ablenkendes Beiwerk sind, tiefes Unbehagen hervorruft. Ihre hektischen Versuche, ihr Leben zwischen Business-Dinner und Flughafen mit den Bedürfnissen Connys in Einklang zu bringen, sind zum Scheitern verurteilt, und ihren eigenen nervlichen Zusammenbruch

kann Lola nur mühsam abwenden. Schon bald steht die Frage im Raum, wer hier eigentlich der Patient ist? Conny, die nach Zuwendung und Empathie giert und dem Mangel daran mit Selbstzerstörung begegnet? Oder doch eigentlich Lola, die vor lauter beruflichem Ehrgeiz wie versteinert scheint? Dabei ist Lola mitnichten ein böser Mensch – sie folgt lediglich den Regeln, die andere aufgestellt haben.

Mit ihrem Film, dessen Script sie auch verfasst hat, knüpft die Wienerin Marie Kreutzer, deren Debütfilm »Die Vaterlosen« 2011 auf der Berlinale lief, an eine kleine Reihe ganz ähnlicher Filme aus der jüngeren Vergangenheit an, denen gemeinsam ist, dass sie das herrschende Narrativ des homo oeconomicus mit den Mitteln des Films in Frage stellen. Allen voran Maren Ades »Tonni Erdmann«, der eine sehr ähnliche Geschichte erzählt, aber auch Johannes Naders »Zeit der Kannibalen« von 2014, der als bitterböse Satire auf das Consultant-(Un-)Wesen daherkam. Die Zeit ist auf jeden Fall überreif für einen Diskurs, der sich gegen das neoliberale Menschenbild des einzig

auf seinen ökonomischen Vorteil bedachten Individuums wendet, und es entspricht der Berlinale und ihrem Selbstverständnis als politisches Festival, dass »Der Boden unter den Füßen« in den Wettbewerb eingeladen wurde. Der Film überzeugt hingegen auch künstlerisch; neben der Dringlichkeit des Drehbuchs, welches seine Geschichte linear in einem schnörkellosen Spannungsbogen erzählt, überzeugen vor allem die Darstellerinnen und Darsteller. Die ganze verzweifelte Hoffnungslosigkeit der paranoid schizophränen Conny spiegelt sich in ihren Augen und der Zuschauer ahnt schon früh, wie das Ende aussehen wird. Ob Lola irgendwann in der Lage sein wird, sich selbst wieder zu sehen, lässt der Film letztlich offen; sehr wahrscheinlich scheint es aber nicht.

»Der Boden unter den Füßen«, Österreich 2019. Regie: Marie Kreutzer. Darsteller: Valerie Pachner (Lola), Pia Hierzegger (Conny) u.v.a. 108 Min. Weitere Spieltermine: Sonntag, 17. Februar, 13.30 Uhr, Haus der Berliner Festspiele.

Im Wettbewerb

Was, wenn Gott eine Frau wäre?

Von Frank Schirrmeyer

Dieser Film erzählt von einer Selbstermächtigung. Die einer Frau zumal. Das ist in den patriarchalischen Gesellschaften Osteuropas immer noch ein unerhörter Vorgang. Aber auch in Mazedonien, wo der Film spielt, brechen die alten, seit jeher fest gefügten Geschlechterrollen auf.

Petrunija ist 32, studierte Historikerin und arbeitslos. Noch dazu neigt sie zur Fülle, hat keinen Mann, dafür eine überfürsorgliche Mutter, bei der sie auch noch wohnt. Ein auswegloser Fall, den niemand ernst nimmt. Und so springt sie mit ins kalte Wasser, als die jungen Männer der Stadt selbiges tun, um das von einem Priester anlässlich der Dreikönigsprozession in den eiskalten Fluss geworfene Kreuz vom Grund aufzulesen. Und welch Wunder, plötzlich hält Petrunija es in der Hand! Damit allerdings stürzt sie die versammelte Mannschaft in eine tiefe Identitätskrise – noch nie hat eine Frau so etwas gewagt. Aus Rat wird Fassungslosigkeit, später Wut, als sie darauf beharrt, das Kreuz zu behalten. Sogar die Polizei schaltet sich ein, um der männerbündischen Ordnung zu ihrem Recht zu verhelfen – vergeblich. Dafür wächst Petrunija in den folgenden Stunden über sich hinaus. Einen Tag und eine Nacht verbringt sie auf dem Polizeirevier und verteidigt ihr Kreuz eisern. Am Ende wird sie es gar nicht mehr brauchen, denn sie hat es etwas entdeckt, was stärker ist als das Glücksversprechen einer Reliquie.

Mit Humor und wohl komponierten Bildern erforscht der Film den Stand des Geschlechterdiskurses und die sozialen Verwerfungen in Mazedonien. Die »Obrigkeit«, vom frömmelnden Pfaffen bis zum korrupten Reviervorsteher, kommt dabei nicht so gut weg. Alle Sympathie gilt der von Zorica Nusheva gespielten Petrunija und ihrem Kampf gegen archaische Traditionen und die geballte Männerwelt. Ein Darstellerpreis sollte für diese Rolle wohl drin sein.

God Exists, Her Name Is Petrunija, Mazedonien, Belgien, Frankreich 2019. R: Teona Strugar Mitevska. 100 Min.

Zur Berlinale-Retrospektive »Selbstbestimmt«, die Filme von Frauen aus der DDR zeigt, erscheint auch eine Enzyklopädie

Arbeit, Liebe, Ehe, Kinder, Scheidung, Partnersuche

Von Günter Agde

Das passt: Zur landesweiten #MeToo-Debatte, zur stolzen Genderstatistik der Berlinale-Direktion und zur Retrospektive »Selbstbestimmt« (mit Filmen von Frauen aus Ost und West aus den Jahren 1968 bis 1989) packt die DEFA-Stiftung eine aufregende Enzyklopädie dazu: »Sie. Auf der Suche nach dem weiblichen Blick«. Hinter den nüchternen drei Großbuchstaben des Titels verbirgt sich ein außerordentlich vielfältiges Kapitel ostdeutscher Kultur- und Filmgeschichte, das bislang nahezu unbekannt war. Mehr als sechzig Regisseurinnen haben zwischen 1946 und 1992 bei der DEFA gearbeitet, und sie haben alle, wirklich alle Filmgattungen mit eigenständigen Leistungen bereichert.

Die vorgestellten Porträts von 63 Regisseurinnen bedienen nicht schlechthin die aktuelle Konjunktur des Themas »Frauen in der Gesell-

schaft«, sondern schließen eine erhebliche filmhistorische Lücke, die man erst mit diesem Buch tatsächlich bemerkt. Mehr noch: In den Biografien dieser Frauen, meist feuilletonistisch-locker von 21 Autorinnen und Autoren erzählt, verbergen sich außergewöhnliche Lebenswege: Wie sich diese Frauen bei allen Unterschieden in Beruf, Bildungsweg, Charakter und Temperament in ihren Beruf hineinarbeiteten (auch manchmal quälten), wie sie sich mit den zahlreichen Widerständen und Tricks der Männer oder mit Behörden herumgeschlagen mussten, weshalb manche resignierten und aufgaben, weshalb manche aber auch reüssierten. So liest man auch ein gutes Stück DDR-Alltagsgeschichte mit allen innenpolitischen Auf- und Abschwüngen. Und das ist manchmal aufregender als das reine filmische Werk der Frauen selbst. Es bildet den schmalen, ausdrucksstarken Teil einer modernen Ideengeschichte, so vermessen kann

man es sagen. Die in der DDR proklamierte Gleichberechtigung der Frauen war politisch gewollt und definiert, die Frauen nutzten sie meist als Chance zur Selbstbestimmung, was in kunstproduzierenden Betrieben wie der DDR-Monopol-Filmfirma DEFA häufig schwerer zu erreichen war als etwa in Konfektionsbetrieben.

Eine der ersten Regisseurinnen der DEFA war Marion Keller. Durch die Gunst der ersten Nachkriegszeit, durch das Wohlwollen der sowjetischen Besatzungsmacht und mit kräftiger Unterstützung ihres damaligen Ehemanns Kurt Maetzig wurde sie zur Chefin der Wochenschau »Der Augenzeuge«. Diese leitete sie mehrere Jahre und machte sie zu einem munteren Magazin, das mehr als nur Informationen lieferte und sich durch Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit, auch Humor und viel Persönlich-Ziviles auszeichnete.

Zur gleichen Zeit drehte Eva Fritzsche drei Kurzspielfilme mit doku-

mentarischen Teilen (»Die Brücke von Caputh«, 1949/50) und thematisierte den Aufbau- und Aufbruchcharakter jener frühen Jahre. Den ersten echten Spielfilm schuf Bärbl Bergmann, den Kinderfilm »Ein ungewöhnlicher Tag« (1959). Generationen später drehten Renate Drescher, Hanna Emuth, Sigrid Hinz, Lisette Mahler und etliche weitere Kultur- und Lehrfilme. Mit Gitta Nickel, Barbara Junge, Helke Misselwitz und Sibylle Schönemann kamen Frauen zum Dokumentarfilm. Im Spielfilm arbeiteten unter anderen Ursula Hattop, Iris Gusner, Evelyn Schmidt (»Das Fahrrad«, 1981). Natürlich thematisierten diese Regisseurinnen allemal Frauengeschichten aus dem Alltag der DDR: Liebe, Ehe und Scheidung, Leben mit Kindern, Partnersuche – Quellen für Konflikte zuhauf. Es fällt auf, dass besonders viele Frauen als Regisseurinnen beim Animations- und Trickfilm arbeiteten, unter anderen Marion Rasche, Siegelinde Hamacher, Christel Wiemer. In

allen Genres trugen diese Frauen einen wesentlichen ästhetischen Grundzug aller DEFA-Filme mit: die soziale Grundierung der erzählten Geschichten, vor allem bei der genauen, sehr lebendigen Zeichnung der Arbeitswelten, unabhängig von Landschaft, Industriezweig oder individuellen Fertigkeiten.

18 ausgewählte Filme, in technischer bester Qualität auf zwei DVDs beigelegt, flankieren die Enzyklopädie. Die oft gestellte Frage, ob es einen »weiblichen Blick«, einen »weiblichen Filmstil« gibt, beantwortet das Buch nicht. Es eröffnet vielmehr den Blick auf viele verschiedene Handschriften und Frauen. Und das ist eine Menge.

Cornelia Klauß/Ralf Schenk (Hrsg.): »Sie. Regisseurinnen der DEFA und ihre Filme«, Verlag Bertz + Fischer, 416 S., geb., 29 €. Die Buchpremiere findet im Rahmen der Berlinale-Retrospektive statt: 10.2., 18 Uhr, im Filmhaus am Potsdamer Platz (Filmmuseum).